Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige,
mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark,
mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige.
Stettin, Kirchplatz Nr. 3.
Redaktion, Druck und Verlag von R. Graßmann, Sprechstunden nur von 12—1 Uhr.

# Stettiner Zeitung.

Morgen-Ausgabe. Freitag, den 6. Juli 1883. Nr. 308.

## Deutschland.

**Berlin**, 5. Juli. In würdiger aber durchaus schlichter und einfacher Weise fand heute Vormittag in der Hygiene-Ausstellung die Vertheilung der Medaillen an die durch die Juroren erkorenen Aussteller statt. Der Akt, dem wohl alle Betheiligten mit Wünschen und Hoffen entgegengeschaut, der vielleicht für Viele als ausschlaggebend gewesen ist, als sie sich vor nunmehr fast zwei Jahren die Frage vorlegten, ob sie sich überhaupt an der Ausstellung betheiligen, den Kampf mit vielen geübten und erfahrenen Konkurrenten aufnehmen sollten, dieser Akt, dessen Konsequenzen sicherlich ein erneutes Streben und Ringen auf dem Gebiete der Gesundheitspflege und des Rettungswesens sein werden, vollzog sich unter den Auspizien des Kronprinzen.

In den Anlagen vor dem Hauptgebäude hatte die z. Z. hier weilende Kapelle des baierischen Infanterie-Regiments Aufstellung genommen, und die von ihr gespielte preußische Nationalhymne verkündigte um 1/2 10 Uhr, daß der Kronprinz erschienen sei. Bei seinem Eintritt in die Halle bliesen die auf der Innengallerie des Thurmes postirten Trompeter des 2. Garde-Ulanen-Regiments eine Jubelfanfare. Der Kronprinz, der in Generals-Uniform war, begrüßte zuerst die ihm näher Bekannten unter den Anwesenden, lud die obengenannten Würdenträger zu sich auf den Hautpas, nahm selbst dessen Mitte ein und hielt dann an die Versammlung folgende freie Ansprache:

„Meine Herren! Die Erwartungen, welche sich an die Ausstellung knüpften, sind in der kurzen Zeit seit der Eröffnung derselben in reichstem Maße in Erfüllung gegangen. Das einstimmige Urtheil der Besucher kann dem Unternehmen nur zur Ehre gereichen. Ihre Majestät die Kaiserin hat eine Anzahl goldener und silberner Medaillen gestiftet, und es gereicht mir zur ganz besonderen Ehre, daß mir von Ihrer Majestät der Auftrag zu Theil wurde, dieselben zu vertheilen. Ich wünsche denjenigen Glück, welche die Auszeichnungen erhalten, sowie allen denen, welche dazu beigetragen haben, das schöne Werk zu Stande zu bringen, das für die weitesten Kreise und bis in die weiteste Ferne nutzbringend sein wird."

Hierauf erfolgte der Namensaufruf der zu Prämiirenden, welche sich nun einzeln vor Se. königliche Hoheit begaben, um die Medaillen aus seiner eigenen Hand in Empfang zu nehmen. Nachdem die Vertheilung geschehen, hielt der Staatsminister a. D. Hobrecht an Se. königliche Hoheit eine Ansprache, in der er für die huldvolle Auszeichnung der Prämiirten, wie für die großartige Förderung des Unternehmens durch die Stiftung der Medaillen dem innigsten Dank Ausdruck verlieh. Darauf forderte der Redner die Anwesenden auf, auf Ihre Majestät die Kaiserin als Protektorin, wie auf Se. kaiserl. und königl. Hoheit den Kronprinzen als Stellvertreter des Protektorats ein dreimaliges Hoch! auszubringen, in das die Versammlung mit Begeisterung einstimmte. Nunmehr begab sich der Kronprinz zu einem kurzen Cercle in die Mitte der Prämiirten und richtete an dieselben huldvolle Worte der Anerkennung und Aufmunterung. Inzwischen spielte die baierische Kapelle draußen einige Musikstücke. Nachdem Se. kaiserl. und kgl. Hoheit noch den prächtigen Anlagen seine Aufmerksamkeit zugewandt hatte, nahm er weiter das Normal-Wohnhaus in Augenschein, woselbst der hohe Herr auch längere Zeit in der Waschküche des Hoflieferanten E. Cohn verweilte und der Vertreter der Firma die Ehre hatte, Sr. kaiserl. und kgl. Hoheit die einzelnen Maschinen und Apparate erklären zu dürfen. Sodann verabschiedete sich der hohe Gast von den Herren des Ausschusses und gab gleichzeitig seiner hohen Befriedigung über den Verlauf der Feier vollen Ausdruck.

— Der „Köln. Ztg." wird aus Berlin geschrieben: Als die letzte kirchenpolitische Vorlage unserer Regierung noch der Berathung des Abgeordnetenhauses unterlag, konnten wir schon melden, daß am 22. Juni dem preußischen Gesandten beim Papst eine Note des Kardinal-Staatssekretärs zugestellt worden sei, die sich mit eben der in gesetzgeberischer Berathung stehenden Vorlage beschäftige, und zwar in einer Weise, die grundsätzlich die Art und Weise verurtheile, in welcher die preußische Regierung vorgehe Die Regierung hat über den Inhalt der Note geschwiegen und sie that im Interesse des Zustandekommens des unseligen letzten Gesetzes klug, als sie schwieg; hätte sie den Inhalt dieser Note bekannt gegeben, dann wäre doch wohl der Mehrzahl der Konservativen der Zorn in's Gesicht gestiegen und sie hätten sich zur Billigung der letzten Vorlage nicht hergegeben angesichts der beispiellosen Anmaßung, in welche sich die Kurie hineinverstiegen hat. Sie treibt gradezu Muthwillen mit der preußischen Regierung. Das Blatt des Vatikans, der „Moniteur de Rome", veröffentlicht nunmehr den Inhalt der Note, den unsere Regierung so geflissentlich geheim hielt. Er kommt auf folgende drei Hauptpunkte hinaus; erstens: einen erstaunten Vorwurf, daß während der schwebenden Verhandlungen der Staat sich herausnehme, einseitig mit einem Gesetzentwurf vorzugehen, für den die vorhergängige Zustimmung des Papstes gar nicht nachgesucht worden sei; zweitens: die Erklärung, daß man zum Frieden nur gelangen könne durch Rückkehr zu dem Zustande vor Erlaß der Maigesetze oder, was dasselbe besagt, durch Vereinbarung mit dem Vatikan, nicht durch die einseitige Gesetzgebung; und drittens: die Versicherung, daß die Anzeigepflicht für geistliche Ernennungen erst dann zugestanden werden könne, wenn der Staat die wesentlichsten Freiheiten der Kirche durch Regelung der Frage über die Erziehung der Geistlichkeit und das geistliche Amt gewährleistet hätte; d. h. wenn alle Bürgschaften und Bedingungen, die hinsichtlich der Vorbildung und Amtsführung von Geistlichen festgesetzt sind, einfach aufgehoben, die Wünsche Roms bedingungslos erfüllt sein würden. Wäre auch nur noch ein Funke jenes Geistes der Selbstachtung in unsern hohen Regierungskreisen vorhanden, von dem sie vor einem Jahrzehnt durchdrungen waren, die leider einzige, jetzt noch mögliche unmittelbare Antwort auf diese Note müßte die bündige Erklärung sein, daß man nach solcher Kundgebung bei Seiner Majestät die Sanktionirung eines Gesetzes nicht beantragen könne, das im Voraus trotz seines großen Zugeständnisses von der Kurie für werthlos erklärt werde; gegen dessen Zustandekommen der Papst sogar eine förmliche Verwahrung einlege. Wir wagen nicht mehr, diese Hoffnung zu hegen, vermuthen vielmehr, daß die preußische Staatsregierung sagen werde: Hart strafst du, o heiliger Vater, und schwere Demüthigung verlangst du: aber ich will die Strafe ertragen und auch noch weitere Demüthigung auf mich nehmen. So wird's aller Voraussicht nach kommen. Der Papst wird künftig die von der preußischen Regierung noch weiter zu beantragenden kirchenpolitischen Gesetzentwürfe der päpstlichen Gutheißung unterbreiten; haben sie diese erlangt, dann können sie in den Parlamenten eingebracht werden; nach unveränderter Annahme und geschehener Veröffentlichung im Gesetzblatt wird dann der Papst einige Geistliche, die wohlgemerkt in Anstalten erzogen werden müssen, die dem Papste bis ins kleinste genehm sind, vor der Anstellung dem Staate anzeigen. Mit welcher Rechtswirkung, das ist noch nicht einmal gesagt. So ist also in Jahresfrist, was ursprünglich die päpstlicherseits zu erfüllende Grund- und Vorbedingung jeder Aenderung der Kirchengesetzgebung war, zum päpstlichen Gnadengeschenk geworden, das am Schluß des ganzen staatlichen Bußwerks nach Beseitigung der ganzen Maigesetzgebung verliehen werden soll. Das hat für uns unter solchen Umständen nicht mehr Werth, als wenn der Papst statt dessen Herrn v. Schlözer den Orden vom goldenen Sporn verliehe. Das eine wäre so gut wie das andere. Der Angabe des Inhalts der letzten Note schickt jetzt der „Moniteur de Rome" noch einen Leitartikel nach, der ebenso wohl in Berlin wie in Rom geschrieben sein kann, worin das neue preußische Kirchengesetz eingehend erörtert wird. Einige, freilich geringe, Zugeständnisse, so heißt es da, enthalte das Gesetz allerdings, da es der Kirche ermögliche, für die dringendsten Bedürfnisse des geistlichen Amtes Vorsorge zu treffen; darum findet auch das päpstliche Blatt die Haltung der konservativen Partei korrekt und glaubt, der Bund, welcher die Konservativen und das Zentrum in der Kirchenfrage verbinde, könne eine der besten Bürgschaften für die Zukunft werden. Die Verschiebung der Parteien, zu denen das neue Kirchengesetz Anlaß gegeben, werde eines der werthvollsten Ergebnisse desselben sein. Jedoch werde das Gesetz keinen dauernden Werth haben, wenn die Unterhandlungen zwischen der preußischen Regierung und Rom nicht schließlich zur Herstellung eines modus vivendi führen sollten. Preußen habe ein Interesse daran, das Einvernehmen zu beschleunigen, und es müsse bedenken, daß die Kirche Privilegien nur infolge eines festen Friedensvertrages

## Feuilleton.

### Die Falschmünzer von Shasta.

Eine kalifornische Geschichte.

Während und nach dem Rebellionskriege, als das Metallgeld auf bedeutende Höhe stieg, blühte die Falschmünzerei in den westlichen und südlichen Staaten der Union im größten Maßstabe, begünstigt durch die nur spärlich bevölkerten Distrikte am äußersten Rande der Zivilisation. Nach Jahren erfuhr man genug von diesen Falschmünzern, um eine Razzia gegen dieselben zu unternehmen. Der bekannte Geheimpolizist Jack Densmore wurde beauftragt, die Falschmünzer von Shasta zu besuchen, sich ihnen anzuschließen und von ihnen alle Geheimnisse der Falschmünzerei zu erlernen.

Der Auftrag war ein gefährlicher, doch Jack Densmore hatte bereits höhere Gefahren in den östlichen Staaten bestanden und schreckte vor dieser nicht zurück. Eines Abends im September stieg er, als gewöhnlicher Hausirer verkleidet, vom Eisenbahnzuge bei Shasta und fragte dort in gebrochenem Englisch nach dem Wege nach Wildwoods Tavern, wo er auf gute Geschäfte hoffe. Der Weg wurde ihm gezeigt und Densmore pilgerte weiter und murmelte: „Ich muß Dick Price finden, dann ist mein Glück gemacht!"

Um 9 Uhr Abends suchte er Obdach in einer kleinen Bude am Wege und zahlte am nächsten Morgen für Nachtquartier und Beköstigung. Am Mittag kam er desselben Wegs und kehrte ein, und so für längere Zeit, bis er eines Tages den Namen Price hörte und im Laufe des Tages mehrere falsche Geldstücke in dem Lokale eingenommen hatte.

Es war kurz nach Sonnenuntergang, als Densmore eine bewaldete Anhöhe hinaufstieg und bald darauf einen kleinen Knaben antraf, mit dem er sich in ein längeres nichtssagendes Gespräch über das Wetter einließ.

„Wohin willst Du?" fragte der Knabe schließlich. „Dieser Weg endet in die Gebirge und Du kannst nicht weiter. Du bist ein Hausirer, wie ich sehe; das Beste ist, Du gehst mit mir und bleibst bis zum Morgen bei uns."

Densmore ging nach einigem erkünstelten Sträuben mit dem Knaben. Der Weg führte durch dichtes Gebüsch nach einer Blockhütte, die der Knabe als seine Wohnung bezeichnete, indem er Densmore bat, einzutreten, während er seinen Vater rufen wollte. Densmore betrachtete das alte Blockhaus mit der danebenstehenden Scheune. Es mußte die Wohnung von Price sein, des Falschmünzers von Shasta. Er näherte sich der Thür, um dieselbe zu öffnen, als sich diese selber öffnete und vor ihm ein robuster Mann mit vollem Barte und ernstem Gesicht erschien. Es war Dick Price.

„Was wünschest Du?" herrschte er Densmore an. Densmore erklärte, daß er Hausirer sei, den Knaben getroffen habe und durch denselben in das Haus gekommen sei, um ein Obdach für die Nacht zu suchen. Zu gleicher Zeit drängte er sich in das Zimmer, warf seinen Pack ab und setzte sich mit einem tiefen Seufzer auf die Bank. Unmittelbar trat eine junge hübsche Frau in das Zimmer, begrüßte Densmore und erklärte, daß ihr Sohn Willie den müden Hausirer auf der Landstraße getroffen und ihn aus Barmherzigkeit in das Haus gebracht habe. Densmore glaubte an der Stimme dieser Frau den Knaben zu erkennen, der ihn nach dem Hause geführt hatte. Sollten Beide dieselbe Person sein?

„Wo ist denn der Knabe?" fragte der Hauswirth seine Frau.

„Er ist in die Scheune gegangen," war die Antwort, „er ist zu müde und will heute Abend nicht essen."

Densmore war jetzt überzeugt, daß der Knabe und die Frau ein und dieselbe Person seien. Auf Einladung des Hauswirths nahm er an dem Abendessen Theil, worauf sich die Gesellschaft am Kaminfeuer unterhielt. Selbstverständlich lenkte sich das Gespräch um das Geschäft. Der Hausirer erzählte von seinem Erfolge und zeigte eine Handvoll Geld vor, das er im Laufe des Tages eingenommen hatte. Price nahm eins der Geldstücke, besah es aufmerksam und sagte dann: „Das ist falsches Geld!"

„Was?" rief der Hausirer bestürzt, „das ist falsch? Und wenn auch falsch, ich werde es schon los; ich wünschte nur einen ganzen Sack voll von dieser Sorte!"

„Das kann vielleicht geschehen," sagte Price nach einer Weile, „ich hörte heute erzählen, daß sehr viel dieser Geldstücke hier im Umlauf sind. Ich kenne auch einen Mann, der ziemlich viel von diesem Gelde besitzt; er wohnt ungefähr eine Meile von hier; vielleicht kannst Du dasselbe für die Hälfte des Preises einkaufen."

„Dann kaufe ich für zweihundert Dollars von dem Gelde," rief der Hausirer aufgeregt, „führe mich zu dem Manne, der das Geld zu verkaufen hat!"

„Ich werde Dich morgen zu ihm bringen," erwiderte Price, „Du scheinst müde zu sein und solltest Dich lieber schlafen legen."

Der Hausirer willigte ein und wurde von Price auf den Heuboden über der Scheune gebracht, wo er sich seine Schlafstätte einrichtete. Sobald er allein war, öffnete er sein Bündel und entnahm demselben zwei Revolver, ein Dolchmesser, drei Paar Handschellen und einen Stern als Bundesgeheimpolizist und legte sich mit diesen Gegenständen in das Heu.

Bald darauf hörte er im unteren Raume der Scheune ein leises Geräusch und die Stimme eines Mannes. Durch eine Oeffnung im Boden sah er drei verdächtige Männer.

„Wir müssen diese Nacht arbeiten," hörte ich Price sagen, „auf dem Boden liegt ein deutscher Hausirer, der morgen vierhundert Dollars haben will. Hast Du die Prägstöcke mitgebracht, Bray?"

Der so Angeredete schüttelte den Kopf und sagte: „Ich war noch nicht zu Hause, sende Nettie, meine Frau wird sie ihr geben."

Das Mädchen wurde abgesandt, worauf die Männer eine schwere Thüre im Boden der Scheune öffneten und in einen Keller hinabstiegen. Densmore athmete auf. Leise schlich er sich vom Boden der Scheune an die Kellerthür, packte seinen Revolver und die Handschellen fester, klopfte an die Kellerthür und rief: „Herr Price! Herr Price! — Es ist so heiß; geben Sie mir ein wenig Wasser!"

„Bleib' droben und leg' Dich nieder, alter Sauerkrautfresser, ich werde Dir Wasser bringen!" rief Price zurück.

„Um Himmelswillen, Herr Price!" bettelte der Hausirer weiter.

Im Keller hörte man Geräusch von Blechgeschirr; ein Mann stieg die Treppe hinauf; die Kellerthür wurde geöffnet und Price streckte mit hocherhobenem Arme dem Hausirer ein Gefäß mit Wasser entgegen.

Im Nu hatte Densmore den Arm geschlossen, hielt dem Price einen Revolver vor die Stirn und drohte ihn niederzuschießen, falls er einen Laut von sich gebe. Price sah, daß er ganz in der Hand des Geheimpolizisten sei, und erlaubte deshalb ohne Widerstand, daß die Handschellen um seine beiden Handgelenke geschlossen wurden. Densmore verriegelte dann die Kellerthür und brachte Price bis an den Eingang zur Scheune, wo er die Ankunft Nettie's mit den Prägstöcken erwartete.

Nach längerem Warten trat Nettie ein. Densmore trat vor und wollte seine Hand auf Nettie's Schulter legen, doch mit einem Blicke übersah sie die ganze Situation, sprang mit einem wilden Schrei bei Seite und zog einen Revolver, auf den Geheimpolizisten anlegend. Price sprang ebenfalls bei Seite und suchte nach besten Kräften Gegenwehr zu leisten. Schnell wie der Blitz hatte auch Densmore seinen Revolver bereit, ein Schuß krachte und Nettie stürzte tödtlich getroffen zu Boden. „Lieber das, als im Zuchthause!" waren ihre letzten Worte.

Eine Stunde später lieferte Densmore seinen Gefangenen in Wildwood ab. Zwei Stunden später waren die übrigen Falschmünzer im Keller verhaftet, und am nächsten Tage stand Densmore am Grabe von Nettie.

bewilligen könne. Der Staat müsse also zunächst die Nothwendigkeit einer rechtlichen Grundlage der wesentlichsten Freiheiten für die Kirche anerkennen, bevor die Kirche Zugeständnisse machen könne. Wenn Preußen in einer zweideutigen Haltung stehen bleibe, so sei zu fürchten, daß das neue Gesetz nur Anlaß zu neuen Schwierigkeiten und Verlegenheiten bieten werde. Das ist ganz herrlich. Man sieht, die Kurie weiß in unsern parlamentarischen Verhältnissen recht wohl Bescheid und denkt nicht gering von der Annehmlichkeit, die eine dauernde klerikal-konservative Mehrheit in den Parlamenten dem Fürsten Bismarck gewähren muß. Diese Annehmlichkeit wird ihm doch die paar noch übrigen Maigesetze und das bischen Canossa, ja, vielleicht ein Konkordat aufwiegen. Wo nicht — dann geht der Kulturkampf ungeschwächt weiter. Das bis jetzt Geschehene hat für Rom wenig Werth. Und da waren wir und die liberalen Parlamentsredner nach offiziöser Auffassung vor vierzehn Tagen noch Schwarzseher. So schwarz, wie es jetzt schon gekommen ist, sahen wir es aber nicht einmal.

— Der „Reichsfreund" hat bekanntlich für seine nächste Nummer einen nachgelassenen Aufsatz Schulze-Delitzsch's über das Verhältniß der Selbsthülfe zu den staatssozialistischen Projekten der Regierung angekündigt. Wie ein Korrespondent der „Bresl. Ztg." hört, ist der längere Aufsatz um Neujahr im Hinblick auf die Nothwendigkeit geschrieben, immer wieder die Selbsthülfe als das einzig richtige Grundprinzip im Gegensatz zu den verderblichen Lehren und Bestrebungen der Sozialdemokratie einerseits und die nicht minder schädlichen sozialpolitischen Ideen der Konservativen und Klerikalen andererseits stärker zu betonen.

— Dem Londoner „Standard" gehen von seinem Spezial-Korrespondenten in Tamatave in einem vom 14. ult. datirten Telegramme weitere Einzelheiten über das Bombardement und die Okkupation dieses Platzes durch die Franzosen zu. „Sobald es bekannt geworden, daß die Hovas das vom französischen Befehlshaber überreichte Ultimatum abgelehnt hatten, suchten die meisten ausländischen Einwohner eine Zuflucht an Bord der im Hafen liegenden Schiffe. Die Beschießung der Forts dauerte zwei Stunden. Die Hovas erwiderten das französische Feuer nicht und räumten das Fort, nachdem die ersten paar Granaten eingeschlagen hatten. Die Stadt selber wurde an mehreren Stellen in Brand gesteckt, theilweise durch die französischen Granaten, theilweise durch die eingeborenen Einwohner, welche entschlossen zu sein schienen, die Franzosen durch die Okkupation nichts gewinnen zu lassen. Glücklicherweise verlor keiner der fremden Einwohner das Leben, und deren Eigenthum litt nur unerheblichen Schaden. Die Franzosen landeten am 11. etwa 900 Mann zur Besetzung der Stadt, welche von dem Fort Besitz ergriffen, ohne auf Widerstand zu stoßen. Es wurden unverzüglich Schritte zur besseren Befestigung und Armirung der Forts gethan. Fünfhundert Mann wurden als Besatzung zurückgelassen und der Rest der gelandeten Truppen kehrte auf die Schiffe zurück. Die Hovas retirirten nach den Anhöhen in der Umgegend der Stadt, wo sie von der Hauptstadt aus verstärkt werden. Die französische Flagge wurde am 14. Juni auf dem Fort aufgehißt und die Stadt befindet sich im Belagerungszustande. Das Zollamtsgebäude ist im Besitz der Franzosen, welche die Zölle einziehen. Die Autorität der fremden Konsuln ist gänzlich bei Seite gesetzt. Der Verkehr mit dem Innern des Landes ist äußerst unsicher. Alle französischen Unterthanen erhielten beim Ausbruch der Feindseligkeiten die Weisung, die Hauptstadt zu verlassen. Indeß ist keiner derselben an der Küste angekommen und es werden ernste Besorgnisse betreffs ihrer Sicherheit gehegt. Es wird ernstlich bezweifelt, ob, wenn die Nachricht von dem Bombardement von Tamatave und der anderen Forts und Dörfer längs der Küste in Antananarivo eintrifft, die madagassischen Behörden im Stande sein werden, den dort ansässigen Fremden, gleichviel welcher Nationalität dieselben angehören mögen, Schutz zu gewähren."

— Endlich, nachdem die gesammte Presse des europäischen Kontinents das Verhalten der englischen Verwaltung in Egypten einmüthig und in der schärfsten Weise gegeißelt, erhebt auch das große Orakel in der Londoner City, die „Times", die Stimme, um der Mißbilligung über die englischen Unterlassungssünden Ausdruck zu geben. Da England jetzt Herr in Egypten sei, so meint das Weltblatt, verdiene die englische Verwaltung im Pharaonenlande mit Recht den strengsten Tadel. Es wäre besser gewesen, die „Times" hätte vor drei bis vier Wochen in diesem Sinne ihre Stimme erhoben. Mit solchen posthumen Unwillensäußerungen wird in der Situation nicht viel gebessert. Der Unwille der „Times" ist zudem etwas verdächtig, denn sie schickt demselben eine langathmige Ausführung voraus, daß die Cholera nicht von auswärts importirt, sondern durch die elenden sanitären Zustände in Egypten entstanden und begünstigt sei. Es kam dem Cityblatt wohl nur darauf an, Ostindien von dem Vorwurf zu entlasten, daß es der ewige Seuchenherd sei.

In Damiette, so lautet ein Londoner Telegramm sei die Cholera zwar im Abnehmen, dagegen nehme sie in Damanhur (zwischen Tantah und Alexandrien, schrecklich zu. Da ist es leicht erklärlich, daß die Panik in Alexandrien fortdauert und ein vollständiger Geschäftsstillstand eingetreten ist, obwohl die Aerzte das Gerücht von einem Cholerafall in Alexandrien für unwahr erklärten.

Aus Paris wird vom gestrigen Tage berichtet: Das Gerücht, daß in Havre ein Cholerafall vorgekommen sei, wird von dem dortigen Maire dementirt. In Rouen beklagt man sich, daß kein aus Indien via Suezkanal angelangter englischer Dampfer, welcher Baumwolle brachte, ohne Quarantine ausgeladen wurde.

Eine Depesche aus Rom lautet: Durch Verfügung des Ministeriums des Innern ist angeordnet worden, daß Schiffe, auf denen seit mehr als zehn Tagen kein Cholerafall vorgekommen, zehn Tage lang, Schiffe, auf denen seit weniger als zehn Tagen kein Cholerafall vorgekommen, 15 Tage lang, und daß Schiffe, welche nur im Mindesten cholenverdächtig sind, 20 Tage hindurch beobachtet worden sollen. Diese Behandlung tritt ein bei Provenienzen aus Egypten, aus den Häfen von Tripolis, Malta, Cypern und denjenigen jenseits des Suezkanals. Das Verbot der Einfuhr von Lumpen und alten Kleidern aus Egypten wird auf die vorgenannten Häfen ausgedehnt. Schiffe aus den Häfen des Küstenlandes und Dalmatiens werden 5 Tage hindurch beobachtet.

— In der Tonnaffaire, von der man während der letzten acht Tage wenig oder gar nichts hörte, lauten die Nachrichten heute wieder etwas kriegerischer. Wie man aus London telegraphirt verwarf Li-Hung-Chang definitiv die französischen Vorschläge und verwies Tricou an das auswärtige Amt in Peking. Tricou seinerseits erklärte, Frankreich werde sich die vollständige Freiheit der Aktion vorbehalten, was immer China auch entscheide.

## Ausland.

**Paris**, 4. Juli. Zahlreiche Depeschen aus Frohsdorf melden, daß eine Katastrophe anscheinend nicht unmittelbar bevorstehe, daß Graf Chambord noch Wochen, vielleicht noch Monate leben könne, daß aber die Aerzte seine Rettung für unmöglich halten. Die sehr bedeutende Entkräftung und Körperabnahme macht jedoch ein früheres Ende wahrscheinlich. Daß der Graf von Paris die politische Erbschaft des Grafen Chambord durch eine offene Kundgebung übernehmen werde, gilt als durchaus unwahrscheinlich.

Ueber die Erkrankung des Grafen Chambord erzählt der Hofmarschall Baron de Raincourt:

Die Erkrankung traf uns ganz unerwartet, wie ein jäher Blitzschlag. Am Sonntag vor acht Tagen noch wohnte Monseigneur dem Kirchweihfeste der Ortsbewohner bei und war außerordentlich heiter; vorher hatte zwar der hohe Herr öfter geklagt über die überhand nehmende Schwerfälligkeit der unteren Extremitäten, dies war das Resultat der dreimonatlichen Unbeweglichkeit, zu welcher er durch sein Fußübel verurtheilt wurde; sonst aber fühlte er sich körperlich ganz wohl. Am Dienstag nun erfolgte zu unser aller Schreck die jähe Erkrankung; Monseigneur fühlte Beklemmung, schweres Uebelbefinden, Brechreiz, Schwindel und heftigen Schmerz in den Verdauungsorganen. Der Ordinarius Dr. Mayer, mit dessen Behandlung der hohe Patient sehr zufrieden ist, wünschte ein Konsilium, welches vorerst mit Dr. Drasche, dann auch mit Professor Billroth gehalten wurde.

## Provinzielles.

**Stettin**, 6. Juli. Strafkammer I des Landgerichts. — Sitzung vom 5. Juli. Eine Anklage wegen Mißhandlung in Ausübung des Amts verdient Interesse, obwohl dieselbe mit Freisprechung endete. Am 19. September v. Js. geriethen die Familien Anthom und Hahn, welche auf demselben Grundstück der Oststraße in Grabow wohnten, in Streit, wodurch ein derartiger Lärm entstand, daß die Nachbarschaft zusammenlief. Der Stadtwachtmeister Heinrich hielt sich in der Nähe auf und kam gleichfalls in Folge des Skandals herbei, er gebot Ruhe und als diese Aufforderung nicht nachgekommen wurde, wies er die streitenden Parteien in ihre Wohnungen. Hahn ließ sich jedoch auch jetzt noch nicht stören, sondern lärmte weiter und nur mit Gewalt gelang es, ihn zur Ruhe zu bringen. Hierbei war er auch von Heinrich angefaßt worden und er drohte demselben sofort mit einer Strafanzeige, stellte auch wirklich gegen H. Strafantrag wegen Mißhandlung, indem er behauptete, derselbe habe ihn sofort beim Betreten des Grundstücks geschlagen. H. hatte sich deshalb heute wegen Mißhandlung zu verantworten und Hahn blieb auch bei seiner Vernehmung bei der Aussage, daß er von Heinrich sofort geschlagen worden sei. Er befand sich damit jedoch im direkten Widerspruch mit den Aussagen der übrigen Zeugen und erfolgte deshalb Freisprechung des Heinrich.

— Dem Obersten z. D. Trautvetter, bisher Bezirks-Kommandeur des 2. Bataillons (Stralsund) 1. pommerschen Landwehr-Regiments Nr. 2, ist der rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife und Schwertern am Ringe und dem Regierungsrath Kolbe zu Köslin der rothe Adler-Orden 4. Klasse verliehen.

— (Elysium-Theater.) Nachdem Herr Direktor Lautenburg die Partie des „Oberst Ollendorf" im „Bettelstudenten" in den letzten drei Vorstellungen übernommen hatte, wurde Herrn Pagay, welcher diese Partie bekanntlich hier kreirt hatte, Gelegenheit geboten, sich von seinem Unwohlsein vollständig zu erholen und wird Herr Pagay die genannte Partie wiederum ununterbrochen spielen. Die Maßnahme der Direktion, für Parquet ꝛc. von der 31. Vorstellung ab kleinere Preise zu nehmen, hat sich als eine sehr glückliche erwiesen, da die letzten drei Vorstellungen vor vollständig besetztem Hause stattfanden.

## Kunst und Literatur.

**Theater für heute.** Elysiumtheater: „Der Bettelstudent." Große Operette in 3 Akten. Bellevue: „Boccaccio." Komische Oper in 3 Akten. Zum Schluß: Großes Ballet-Divertissement.

## Vermischtes.

— Zweifacher Kindermord, Brandstiftung und Selbstmordversuch, das sind die Einzelheiten des grauenvollen Ereignisses, das heute Morgen Rixdorf bei Berlin in Schrecken versetzte. In der Göthestraße 50 daselbst besaß und bewohnte der Kohlenhändler Winzert ein kleines einstöckiges hölzernes Häuschen mit seiner Familie, die aus der Frau, einem zehnjährigen Knaben und einem dreijährigen Mädchen bestand. Das Geschäft ging schlecht, und sämmtliche Möbel waren wegen der Schuldforderung eines Berliner Hauses für Kohlen gepfändet und unter Siegel gelegt worden. Das Häuschen selbst hatte der Besitzer an einen Rixdorfer verkauft, und sollte dasselbe in diesen Tagen dem neuen Besitzer übergeben werden. Heute Morgen gegen 8¼ Uhr ertönten Feuerrufe im Orte, es brannte das Häuschen des Winzert lichterloh, so daß an ein Ablöschen fast nicht mehr zu denken war. Die Feuerwehr, welche rasch zur Stelle war, drang durch das Parterrefenster des der Straße zugekehrten Giebels in die Wohnung ein und fand hier in den Flammen rechts vom Fenster die Leiche des zehnjährigen Knaben, den Hals durchschnitten, die Füße verkohlt, so daß sie beim Anfassen abfielen. Die Leiche lag auf dem Gesichte. Links vom Fenster lag die Leiche des dreijährigen Mädchens ebenfalls mit durchschnittenem Halse, neben ihr Blut- und Petroleumlachen, kleingehauenes Holz zu Häufchen geordnet, Dielen und Wände mit Petroleum getränkt. Von diesem Zimmer aus führte eine aus Petroleumlachen und Holzhäufchen gebildete Brandanlage nach dem dicht am Hause befindlichen Holzschuppen, in dessen Ecke die Frau Winzert gleichfalls mit durchschnittenem Halse — aber noch lebend — saß. Sie hielt das blutige Messer noch in der Hand, neben ihr stand eine Steinkruke mit Petroleum. Der während des Brandes im Gehöft erscheinende Winzert wurde sofort verhaftet, befindet sich jedoch, wie im Amtsbureau zu Rixdorf mitgetheilt wurde, wieder auf freiem Fuß. Es wurde dortselbst der Bescheid ausgegeben, daß amtlich über die ganze Angelegenheit noch keine Mittheilungen gemacht werden könnten, da dieselbe noch nicht aufgeklärt sei. Erst die staatsanwaltliche Untersuchung wird wohl Licht in die Sache bringen. Frau Winzert wurde, nachdem ihr von einem Arzt ein Verband angelegt worden, nach Bethanien gebracht. Da nur die Luftröhre und nicht die Schlagadern des Halses durchschnitten sind, hofft man sie am Leben zu erhalten. Ganz Rixdorf befindet sich natürlich in hochgradigster Erregung, und die grausigsten Gerüchte durchschwirren den Ort. Man behauptet verschiedentlich, die Frau habe schon vor mehreren Tagen Aeußerungen gethan, denen zu entnehmen gewesen wäre, daß sie die jetzt ausgeführte entsetzliche That bereits plante.

— Auf Veranlassung des Herrn Dr. Berthau in Braunschweig ist vor einigen Tagen aus dem vier Stunden von dort gelegenen Dorfe Velpke ein fünfzehn Jahre altes Mädchen in das Marienstift zu Braunschweig übergeführt worden, das in einen ähnlichen Krankheitszustand verfallen ist, wie seiner Zeit der „schlafende Ulan" in Potsdam. Seit dem 10. Februar d. J., also über vierundeinhalb Monate, liegt das Mädchen, in einen todesähnlichen Schlaf versunken, zu Bett, der Körper ist vollständig abgemagert, ein Theil der Zehen bereits abgestorben, das Ganze ein Bild des Todes. Das Mädchen ist die Tochter des Chausseewärters Deumeland in Velpke. Die geistige Befähigung des Mädchens stand hinter der ihrer Mitschülerinnen immer etwas zurück, außerdem fiel dasselbe durch eine besondere Schweigsamkeit und Zurückhaltung auf. Die Eltern hatten immer ihre Last, daß das Kind ordentlich aß, die Tante in Borsfelde sah sich genöthigt, zu Weihnachten vorigen Jahres das Mädchen wieder nach Hause zu schicken, da es Nichts essen wollte und immer mehr abmagerte. Zu Hause wieder angelangt, legte Marie wieder eine ganz außerordentliche Furcht und ein eigenthümliches Wesen an den Tag, sie saß den ganzen Tag im Wohnzimmer hinter dem großen Kachelofen, den Kopf an letzteren gestützt, und wollte diesen Platz auch Abends nicht verlassen, so daß sie gewaltsam zu Bett gebracht werden mußte. Ein Stückchen trockenes Brot war Alles, was sie den ganzen Tag zu sich nahm; weder durch freundliches Zureden noch durch Gewalt vermochte der Vater sie dazu zu bringen, sich mit an den Tisch zu setzen und mit zu essen. In Borsfelde hatte sie zu ihrer Tante gesagt, als diese ihr erklärte, sie möge nur wieder nach Hause gehen, da sie nichts essen wolle, daß sie, anstatt nach Hause zu gehen, sich lieber zu einer anderen Tante begeben wolle, und als ihr hierauf erwidert wurde: „Die andere Tante will Dich nicht haben," entgegnete sie: „Dann will ich verhungern." Aus Trotz, aus Unzufriedenheit mit ihrem ganzen Dasein hat sie denn auch diesen Vorsatz auszuführen versucht. Vierzehn Tage brütete sie nach ihrer Rückkehr in das väterliche Haus in der obigen Weise dumpf vor sich hin, jede Nahrung von sich abweisend, bis sie am 10. Februar c. im Bette liegen blieb, ohne sich seit der Zeit jemals wieder erhoben zu haben. Man glaubte an dem genannten Tage, daß der Tod bereits eingetreten sei, und hatte schon die Todtenfrau herbeigerufen, als eine Bewegung der Augenwimpern und ein leises Athmen zeigte, daß noch Leben in dem Körper vorhanden war. Der herbeigerufene Arzt, Herr Dr. Dunker aus Oebisfelde, verordnete zuerst Medizin, später nahm er von jeder Medizin Abstand, da kräftige Nahrung, wie Bouillon, Wein ꝛc., dem Körper allein nutzen konnte. Diese Nahrung wurde der Kranken täglich vier Mal eingegeben, in den ersten Wochen mußten ihr die Zähne auseinandergebrochen werden, um einen Löffel dazwischen schieben und so den Inhalt des letzteren einflößen zu können. Jetzt nimmt die Kranke die Nahrung williger zu sich, sobald ihr Kopf emporgehoben und eine Tasse vor den Mund gehalten wird, schlürft sie den Inhalt der Tasse aus, indem sie dabei, was sie früher nicht that, die Augen ein wenig öffnet. Das Gehör scheint noch nicht ganz geschwunden zu sein, oft sieht man an ihren Mienen, daß sie bemerkt, was in ihrer Umgebung vorgeht. Zuweilen streckte sie früher für kurze Zeit die linke Hand aus dem Bette in die Höhe, auch nahm sie Naschwerk, das man auf ihr Bett gelegt hatte, so bald sämmtliche Personen sich aus dem Zimmer entfernt hatten. Kürzlich hat auch ein zu Besuch anwesender russischer Arzt in Begleitung des Herrn Dr. Berthau die Patientin in Völpke besucht. Der letztgenannte Arzt hat bei seiner Untersuchung derselben, über die er im Aerzteverein Bericht erstattete, konstatirt, daß eine schwere nervöse Störung, hervorgerufen durch Erkrankung der Hirnrinde und des Rückenmarks, vorliegt. Eine Rettung der Kranken ist nicht ausgeschlossen, jedenfalls wird hier die ärztliche Kunst Alles aufbieten, um dem Mädchen das Leben zurückzugeben.

— Eine höchst merkwürdige Geschichte aus den letzten Tagen eines Geizhalses erzählt die Pariser „Liberté". Seit einer Reihe von Jahren bewohnte ein gewisser Lemeneur ein Stübchen im 5. Stockwerke eines im Durchgang Laferriere in Paris gelegenen Hauses. Vor 3 Monaten wurde dieser Mann krank und ließ sich im Hotel-Dieu verpflegen und als er daraus entlassen wurde, war er noch in leidendem Zustande. Er hütete darauf sein Zimmerchen, in das er sich jeden Tag durch den Concierge etwas Wein, ein Stück Brod und eine Suppe bringen ließ, die er diesem bei halbgeöffneter Thür abnahm und sofort bezahlte. Eines Tages, als er sich ganz hergestellt glaubte, ging er wieder aus. Am dritten Tage nachher hielt eine Kutsche vor der Thür seiner Wohnung und Lemeneur, von einem Sicherheitsagenten unterstützt, setzte sich in der Loge des Concierge nieder. — „Ihr Miethherr," begann der Polizist, „ist vor Nüchternheit vor einem Bäckerladen zusammengebrochen ein Vorübergehender hat ihm ein Brödchen gekauft: das dieser heißhungrig verschlang. Er wurde hier-, auf auf den Posten geführt und untersucht. Allein wie groß war unser Erstaunen, als wir 32,000 Franken bei ihm vorfanden! Wir hielten ihn zuerst für einen Dieb; er hat jedoch die Herkunft dieser Summe rechtfertigen können." — Am 25. Mai, erzählt die „Liberté" weiter, begab sich Lemeneur, dessen Zustand sich verschlimmert hatte, zum Polizeikommissar und bat ihn, ihm eine Zulassungskarte in das Hotel-Dieu zu verschaffen. — „Sie sind ja," sagte der Beamte zu ihm, „ganz gut im Stande, einen Arzt rufen zu lassen, da Sie im Besitze von 32,000 Franken sind." — Am folgenden Tage gelang es Lemeneur dennoch, sich wieder in das genannte Spital aufnehmen zu lassen, wo er übrigens nach Verlauf von wenigen Tagen verschied. Da Niemand seinen Leichnam reklamirte, so wurde derselbe im armseligsten Leichenwagen auf den Friedhof gefahren. Drei Tage darauf ließ der Richter an das Dachstübchen des Verstorbenen die Siegel anlegen. Man stelle sich nun die Ueberraschung der Nachbarn vor, als der Schreiber entdeckte: 1) eine Summe von 30,000 Franken in Banknoten, die in einem alten Hute unter Lumpen versteckt waren; 2) 50,000 Franken in Werthpapieren au porteur, die zwischen zwei Matrazen staken; 3) 300,000 Franken in nominativen Werthen, welche man in einem Strohsacke vorfand. Dieses hübsche Vermögen wird nun seinen Neffen, von denen einer Offizier der Ehrenlegion ist, zufallen.

## Telegraphische Depeschen.

**Ems**, 5. Juli. Zu dem gestrigen Diner bei dem Kaiser hatten Einladungen erhalten: Fürst Dolgoruki, die Obersten v. Natzmer und v. Fischer, die Oberstlieutenants Edler v. d. Planitz und Herrfahrdt. Nach dem Vortrage des Gesandten, Wirkl. Geh. Legationsrathes v. Bülow, wohnte der Kaiser der Theatervorstellung bei. Heute hatten nach der Kurpromenade der Hofmarschall, Graf Perponcher, und der Chef des Militärkabinets, Generallieutenant v. Albedyll, Vortrag.

**Wien**, 5. Juli. (W. B.-C.) Eingeweihte aus der Umgebung des Grafen Chambord behaupten, nicht ein Prinz des Hauses Orleans, sondern der älteste Sohn des Don Carlos, der Infant Jayme, sei zum „Thronerben" bestimmt und zum Erben des Vermögens der Graf v. Bardi, ein Neffe des Grafen Chambord aus dem Parmesanischen Hause Bourbon, eingesetzt. Den Prinzen von Orleans sind im Schlosse zu Frohsdorf keine Wohnungen eingeräumt.

**Nyiregyhaza**, 5. Juli. Tisza-Eßlarer Prozeß. Die heutige Verhandlung begann mit der Vernehmung des Angeklagten Amsel Vogel, von dem Smilovics im Gefängniß ausgesagt hatte, daß er die fremde Leiche von ihm für 500 G. übernommen, um sie auf der Theiß nach Tisza-Eßlar zu transportiren. Smilovics hatte diese Aussage später zurückgezogen. Vogel bekennt sich unschuldig und weist nach, daß er mit Smilovics gar nicht zusammengekommen sein könne. Der Angeklagte erklärte ferner, daß er während der Untersuchung vielfach mißhandelt worden sei.

**Petersburg**, 5. Juli. Ein Communiqué der Regierung meldet: Gleichzeitig mit dem kaiserlichen Ukas vom 28. Dezember 1881 (a. St.) über den Loskauf des Bauernlandes, welcher eine Generalreduktion der für den Loskauf zu zahlenden Summen anbefahl, wurde eine Enquete angeordnet über die in wirthschaftlicher Beziehung zerrütteten früheren gutsherrlichen Bauerngemeinden, behufs einer von der Generalreduktion unabhängigen ergänzenden Reduktion der Loskaufszahlungen. Diese Enquete ist nunmehr beendet und die Reduktion auf 4,484,565 Rubel festgesetzt.